

Das Weltgefühl des Menschen von heute

Von AUGUST BRUNNER S. J.

Daß nichts auf Erden vollendbar ist, daß jedes Tun immer auch Ergebnisse erzielt, die nicht vorgesehen und noch weniger gewünscht waren, ist eine uralte Erfahrung der Menschheit, die im Lauf ihrer Geschichte tausendfach abgewandelt bald in ergebener Klage, bald in trotzigem Aufbegehren ausgesprochen worden ist. Noch zu jeder Zeit hat sich die Jugend, mit vollen Segeln auf das Meer der Möglichkeiten hinausfahrend, der schönen, aber auch so gebrechlichen Täuschung hingegeben, daß es ihr wenigstens — anders als den vorausgegangenen Geschlechtern — gelingen werde, dem Ideal Wirklichkeit zu verleihen. Immer wieder mußte sie alt geworden erkennen, daß von den tausend Blüten ihres farbigen Frühlings kaum eine zur Frucht gediehen war, und auch diese Frucht war von Würmern angefressen und vom Unwetter geschlagen. Wie kurz sind in der Geschichte die Zeiten höchster Blüte der Kultur — ein Augenblick kaum, wo das Pendel stillzustehen scheint, bevor es sich schon wieder abwärts neigt! Und wo hätte eine religiöse, politische oder soziale Erneuerungsbewegung nicht in kurzer Zeit ihren Schwung verloren, ihre Kraft an der Trägheit des widerständigen Herzens der vielen aufgerieben, so daß schließlich die Welt kaum besser war als zuvor! Der holdselige Anblick eines Kindes hat gerade darum leicht etwas an sich, was uns traurig stimmt, weil wieder einmal ein neuer Anfang vor uns aufleuchtet, dessen Schwung, so scheint es, den hohen Gipfel der Vollendung erreichen muß, und wir doch schmerzlich wissen, daß auch er vor der Zeit sich der Tiefe zuneigen wird, besiegt und enttäuscht von den allzu vielen Widerständen der Welt und des eigenen Herzens.

Warum ertönt dann gerade in unseren Tagen die Klage über die Vergeblichkeit menschlichen Bemühens so laut und so erschütternd? Wie kommt es, daß sie Eingang gefunden hat in die Philosophie und zu ihrem Grundakkord wird, den sie in immer neuer Weise abwandelt? Wie ist es möglich, daß diese uralte Menschheitserfahrung von K. Jaspers¹ auf fast 1100 langen Seiten mit bohrender Eintönigkeit wie eine neu gesichtete Wahrheit verkündet wird? Der Mensch ist „Sein zum Tode“ (Heidegger), „eine unnütze, vergebliche Leidenschaft“ (Sartre), das letzte Wort seines Lebens ist „Scheitern“ (Jaspers). Wie ganz anders klang doch noch vor einigen Jahrzehnten das letzte Wort der idealistischen Philosophien, die

¹ K. Jaspers, *Von der Wahrheit*. München 1947, R. Piper.

damals dem Lebensgefühl Ausdruck verliehen! Triumphierend sprach man von dem Gesetz des ständigen Fortschritts, von der Entwicklung des menschlichen Geistes, der sich selbst eine immer vollkommenere Welt gibt, von der unwiderstehlich vordringenden Macht des Kulturschaffens. Und heute steht der Mensch vor den Trümmern zweier Kriege, vor der Unmenschlichkeit der Konzentrationslager, vor dem Elend von Millionen, vor Hungersnöten, die man nur in weniger fortgeschrittenen Zeiten für möglich gehalten hatte. Das also ist das Ergebnis! Die Enttäuschung könnte nicht furchtbarer sein. Waren die Hoffnungen höher denn je, so ist auch der Sturz um so jäher.

Was die Enttäuschung des heutigen Menschen an der Kultur so bitter macht und ihr den Charakter des Absoluten gibt, das ist das Verblassen und Absterben des Glaubens an ein anderes Leben nach dem Tode. Damit hat das irdische Leben den Auftrag, sein Glücksbegehren voll bis zum Rande zu füllen. Versagt es hierin, dann gibt es keinen Ersatz, keine Wiedergutmachung. Denn jenseits des Lebens wartet nichts mehr. Das Dasein als ganzes ist sinnlos. So wird die Sinnlosigkeit unaufhebbar und für den heutigen Menschen ein Wesenszug seines Daseins. Er kann ihr auch nicht entinnen: denn wohin er auch flieht, er trägt sie ja mit sich, und in dem gesuchten Paradies käme sie zugleich mit ihm an. Aller vermeintliche Sinn ist nur Sinngebung des Sinnlosen, geboren aus der Angst, die den Anblick der Wirklichkeit nicht erträgt.

Darum kann der Mensch von heute auch nicht mehr warten. Jeder Verlust scheint unwiederbringlich; denn das Nichts, in das die Tage versinken, gibt sie nicht mehr wieder. Der frühe Tod ist darum das größte Unglück, die Unsinnigkeit selbst (Camus). So wird der heutige Mensch vorangepeitscht von seinem unstillbaren Hunger nach Glück, und die Hast ist ihm so zur zweiten Natur geworden, daß er der Ruhe unfähig voranstürmt auch ohne Ziel, auf das Nichts zu. Besinnlichkeit, stilles Warten auf die Stunde, Wachsenlassen² sind zwar heute nicht mehr Dinge, auf die man wie noch vor kurzem mit geringschätzigem Lächeln als auf überwundene Stufen, auf Überbleibsel des Mittelalters herabschaut; im Gegenteil, die Sehnsucht danach ist wieder groß; aber um so schmerzlicher wird die Unfähigkeit gespürt, für sie in dem überstürzten Rennen einen Platz zu finden. Um der Erde treu zu sein, glaubte man das Jenseits verleugnen zu müssen — und siehe, auch die Schönheiten der Erde sind wir nicht mehr fähig, tief in uns aufzunehmen und in uns zu verwandeln. Blind stürmen wir an ihnen vorbei, und unsere Sorgen sind dem gegenwärtigen Augenblick mit seiner Fülle immer schon voraus und gestatten uns kein Verweilen.

Dazu kommt, daß der heutige Mensch die Gemeinschaft als selbstverständliche und verlässliche Lebensgrundlage nicht mehr kennt, in ihr

² Vgl. J. Pieper, *Muße und Kult.* München 1948, Kösel.

sich nicht mehr geborgen fühlt. Von der christlichen Lehre vom ewigen Wert der einzelnen Seele hat er die religiöse Begründung und den tiefen Sinn weggeworfen und nur die Schale des Individualismus zurückbehalten. Wem sagt es heute noch etwas, er werde in der Familie, im Volke weiterleben? Wer könnte sich damit über die Leerheit des Daseins hinwegtrösten? Die Familie hält ja meist nicht einmal mehr eine Generation zusammen; ihr Besitz und ihre Habe, Grundlage und Ausdruck ihres Bestandes, sind in ständiger Bewegung. Die heutige Kultur wirbelt Menschen und Völker durcheinander wie der Herbststurm die welken Blätter. Dazu bringt uns die besser gekannte Geschichte zum Bewußtsein, wie gebrechlich auch die scheinbar am festesten gegründeten menschlichen Bauten sind, gar nicht zu reden von „tausendjährigen“ Reichen, die kaum ein Jahrzehnt überdauern. Gewiß ist in den vergangenen Jahren mehr als je zuvor von Gemeinschaft die Rede gewesen, und mit Gewalt suchte man zu schaffen, was es bereits nicht mehr gab. Doch mit Gewalt kann man wohl Herden zusammenpferchen, aber nicht Gemeinschaft schaffen. Schaffen, machen kann man sie überhaupt nicht. Sie entspringt aus tieferen Quellen, aus jenen Tiefen, wo die Religion daheim ist; aber der heutige Mensch ist eben auch der Religion weithin unfähig geworden, wofür wiederum das schon erwähnte Werk von Jaspers ein schmerzvolles Zeugnis ablegt.

Weil der heutige Mensch nicht mehr das Empfinden hat, daß sein unvollendetes Werk von der Gemeinschaft aufgenommen und weitergeführt wird, muß in ihm das Verlangen übermächtig werden, es selbst noch zu seinen Lebzeiten für immer zu vollenden. Er wird aber in jedem Fall einsehen müssen, daß sein Bemühen vergeblich war, daß sein Werk der Hand seines Schöpfers entgleitet und seine eigenen Wege geht, die ihm als Zerfall erscheinen. Frühere Zeiten unternahmen Werke, von denen sie von Anfang an wußten, daß erst spätere Geschlechter sie zu Ende führen würden. So sind die Kathedralen entstanden; über Jahrzehnte, Jahrhunderte hin erstreckte sich ihre Bauzeit. Ihre Erbauer sahen aber in dieser langen Zeit, die ihnen nicht mehr vergönnte, die Vollendung des Werkes zu schauen, keinen Grund zur Klage. Nicht zum eigenen Ruhm hatten sie das Werk begonnen; und wenn auch erst ihre Nachfahren sich daran erfreuen und sich dessen rühmen konnten, so glaubten sie nicht für Fremde gearbeitet zu haben, die ihnen die Frucht ihrer Mühen entrissen. Das Werk verblieb ihr, der es von vornherein zugehörte, der Gemeinschaft. Der heutige Mensch hingegen kennt fast nur noch den persönlichen Ruhm; und diesem dient nur, was er selbst der Vollendung zuführt und selbst noch genießt. Der Nachruhm als Ersatz für persönliche Unsterblichkeit wird sinnlos, da der Tote von den Ehrungen, die ihm zuteil werden, nichts mehr wissen kann, da er ins Nichts zurückgekehrt ist. Auch der Ruhm hat damit seine weckende Kraft für den

heutigen Menschen verloren. Er muß alles selbst tun und vollenden; alles andere ist ihm für immer verloren. Das Bruchstückhafte jedes menschlichen Werkes ist durch diese Einstellung mit einer scharfen, schneidenden Klarheit hervorgetreten und verstärkt den Eindruck der Vergänglichkeit aller menschlichen Unternehmungen. Gewiß hat sich der Mensch mit der Technik die Mittel geschaffen, in kurzer Zeit zu vollenden, wozu es früher der Arbeit mehrerer Geschlechter bedurfte. Aber die gleichen Mittel hat seine unbeherrschte Gier in Werkzeuge der Zerstörung verkehrt, denen selbst Schöpfungen nicht widerstehen, die bis jetzt den Stürmen der Jahrhunderte getrotzt haben. Die Schnelligkeit, mit der der Mensch heute baut, gibt seinen Bauwerken etwas Vorläufiges, das keine Dauer beansprucht und schon auf Abbruch angelegt scheint.

Auch die Natur ist uns fremd geworden. Die Naturwissenschaft hat die Welt entzaubert. Der Mensch früherer Jahrhunderte hatte die entsetzliche Fremdheit und die steinerne Gleichgültigkeit des Naturgeschehens nicht bemerkt. Er hatte das All bevölkert mit menschenähnlichen Mächten und Gestalten. Waren diese Mächte auch launisch, ja oft böseartig, so konnte man sie doch menschlich verstehen; ja gerade ihre Schattenseiten brachten sie dem menschlichen Empfinden nahe. Die Welt war vertraut bis in ihre Schrecklichkeit hinein. Wie ein wohnliches Nest lag die Erde inmitten der sie umschließenden Himmelssphären; das All blieb übersehbar und alles darin hatte seinen festen, naturgegebenen Platz.

Diese Vermenschlichung der Welt hat die Naturwissenschaft immer unbittlicher zerstört. Allerdings hat es lange dazu gebraucht, und auch heute noch lebt die Menge, wenn auch nicht mehr ungebrochen, in ihrem Alltag von dieser schönen Täuschung. In den führenden Geistern kündigt sich aber jener unentrinnbare Schrecken an, der bereits zu Beginn, da alle übrigen über die neuen Entdeckungen noch aufjubelten, einen Pascal³ überfiel, den die Weite der kosmischen Räume mit Entsetzen erfüllte. Wo frühere Jahrhunderte den Gesang der Sphären vernommen hatten, da ist seit Jahrmillionen nur einsames, eisiges Schweigen. In einer stummen Welt der Notwendigkeit findet sich der Mensch allein, und aus den kosmischen Weiten der Sternenswelten wie aus dem Naturgeschehen auf Erden kommt ihm keine Antwort entgegen. Die Welt weiß nichts von ihm; ihre Kräfte gehen unbekümmert über menschliche Werte und menschliche Gefühle hinweg; nicht einmal grausam, denn der Grausame weiß um sein Opfer und weidet sich an seinen Schmerzen, sondern unwissend, blind, gleichgültig. Aus dem wohnlichen Nest ist ein dämonisches Ungeheuer geworden, dessen Dämonie gerade in seiner steinernen Gefühllosigkeit liegt, an der alles menschliche Flehen und Bitten, ja alles Verstehen abprallt. Die neue Welt ist winterlich kalt, und kein warmes Licht verheißt dem einsamen Wanderer die Heimkehr in ein trautes Heim.

³ Pensées (ed. Louandre) S. 401.

Noch ist allerdings dieses neue Weltgefühl nicht ganz durchgedrungen. Noch vertrauen viele der Güte und Weisheit der Natur. Aber langsam wird es sich durchsetzen; ein Ansatz dafür sind gerade die heutigen Philosophien. Der Glaube an die Natur wird immer mehr entlarvt werden als das, was er auch ist: ein haltloser Ersatz für den verlorenen Glauben an einen persönlichen Gott und seine Vorsehung. Dieser Glaube wird dem heutigen Menschen schwer. Die Naturwissenschaft hat ihn daran gewöhnt, in der Natur nur das Wirken unpersönlicher, mechanischer Kräfte zu sehen. Diese Weise des Verstehens hat er aber — unter der Hand und ohne nach der Berechtigung seines Tuns zu fragen — auf die ganze Wirklichkeit ausgedehnt, auf das geschichtliche Geschehen im historischen Materialismus, auf das Seelenleben des Menschen in der Psychoanalyse und gewissen Spielarten der Tiefenpsychologie, auf das Ganze der Wirklichkeit im Atheismus. So ist in ihm wie ein Vorurteil und ein Widerstand gegen die Möglichkeit aufgestanden, daß irgendwo personhafte Mächte am Werk sein könnten, ja daß sogar der letzte Grund der Welt in der freien Tat eines persönlichen Gottes liege. In dieser entpersönlichten Welt wird sich der Mensch immer ungeborgener vorkommen; immer verlorener wird er sich fühlen in den unausdenkbaren Weiten der maßlos erweiterten Welt. Wie Nachtfrost wird sich ihr Schweigen auf die Blüten seines Herzens legen. Nichts mehr tritt nun zwischen den Menschen und das Nichts. Was er auch versucht, um dem Leben von sich aus einen Sinn zu geben und sich so die Sicht auf die Leere zu verstellen, es wird unerbittlich als Selbsttäuschung entlarvt. Allein, von dem ebenso hilflosen Mitmenschen nicht mehr geschützt und gehalten, steht er am Rande des Abgrunds, und die bodenlose Tiefe des Nichts saugt ihn an mit dämonischer Gewalt.

Dieses Ende hatten die Denker nicht vorausgesehen, als sie den Anfang machten mit der nun seit langem vor sich gehenden Entlarvung und Zerstörung jener Illusionen, die der Mensch rings um sich aufgestellt hatte, um seine Angst zu beschwichtigen. Sie hatten gemeint, daß ein solcher Bildersturm den Menschen nur frei machen und seine Kräfte, die bisher an Unerreichbares sinnlos vergeudet waren, für wirkliche Ziele entbinden könne, daß also der Mensch dadurch froher und reicher und freier werden müsse. So hatte es sich Nietzsche gedacht und mit ihm alle, die um der Erde willen dem Himmel den Abschied geben zu müssen glaubten. Gegen die Entlarvung trügerischen Scheins ist nichts einzuwenden; aber wenn das irdische Paradies, dem man entgegenjubelte, in Wirklichkeit nur eine Hölle der Pein und der Verzweiflung ist, so muß etwas an dem Unternehmen nicht richtig sein. Die modernen Denker müssen etwas übersehen, etwas für bloßen Schein erachtet haben — ein Etwas, das dem Menschen nicht gestattet, sich im Irdischen und Endlichen einzurichten. Und doch müßte die Erde für

den Menschen eine wohnliche Stätte sein, wäre er nur für das Vergängliche gemacht. Wäre er nur Sein zum Tode, so müßte er in der Vergänglichkeit heimisch und geborgen sein, genau wie das Tier in seiner Umwelt, und er unternähme nicht immer wieder Versuche, aus ihr auszuweichen. Es ist das Verdienst der verschiedenen Existenzialphilosophien, gezeigt zu haben, daß rein innerweltlich sich dem Leben kein tragender Sinn abgewinnen läßt, und daß wir uns mit der Sinnlosigkeit des Daseins abzufinden haben, wenn es allseitig im Raume der Endlichkeit beschlossen ist.

Aber ist es das wirklich? Sollten die Hast, die Unruhe und die Verzweiflung des heutigen Menschen nicht darin liegen, daß er mit dem eigenen Sein und dem Sein der Welt nicht mehr in Einklang lebt? Daß also sein Leben sich auf dem Moorgrund eines Irrtums aufbaut? Daß er seine Erfüllung da sucht, wo er sie nicht finden kann, und daß ihm das Leben deswegen als sinnlos vorkommt, weil er eigenmächtig ihm einen Sinn zu geben sich vermißt, der ihm nicht entspricht? Wenn das Scheitern, das Nichts das letzte Wort des menschlichen Daseins ist, dann ist es allerdings zum Verzweifeln, und diese Verzweiflung ist ohne Ausweg. Aber vielleicht geht der Blick des heutigen Menschen in die falsche Richtung und sieht deswegen an dem vorbei, was der bleibende Gewinn seines Daseins sein könnte.

Richtig ist es ja, daß den äußeren Werken des Menschen die Vollendung versagt ist. Die Beständigkeit ist keine Eigenschaft der irdischen Dinge. Wir wissen dies heute noch tiefer als frühere Zeiten; denn selbst der Sternenhimmel — für Altertum und Mittelalter Sinnbild des ewigen, unzerstörbaren Seins — zeigt uns nur die rastlose Bewegung, die die Gestirne aufbaut und sie dem Erlöschen entgegenführt. Und wo uns in diesen Bezirken einmal Beständigkeit entgegentritt, da entlarven wir sie als die Starre des Todes.

Nicht besser ist es mit den menschlichen Dingen. Keine Staatengründung, keine Gesellschaftsordnung, kein Kulturstil trägt in sich die Gewähr der Dauer. Die Geschichte zeigt wie im Film das Entstehen und Vergehen der Kulturen und Staaten. Kein menschlicher Wert hält sich ohne die ständige Anstrengung des Menschen, die den zerstörenden Mächten immer aufs neue entgegentreten und ihr Werk vom Zerfall retten muß, ein Unternehmen, das immer nur vorläufigen Erfolg sich versprechen darf. Die Entdeckung der geschichtlichen Bedingtheit aller Kultur hat den Stachel der Vergänglichkeit nur noch tiefer in unser Fleisch hineingestoßen. Wir wissen, daß selbst der Gemeinschaft nur eine beschränkte Dauer zugeteilt ist.

Das äußere Werk ist aber auch nicht der letzte, entscheidende Sinn des menschlichen Tuns, so sehr es sein unmittelbares Ziel darstellt. Ist doch

der Mensch eben nur dadurch Mensch, daß etwas in ihm nicht zur Welt gehört, sondern ihr gegenübersteht, durch das er erst Welt „hat“, — sein Personsein auf Grund seiner geistigen Seele. Durch sie erst ist Welt für ihn, kann er sie genießen, bringt sie ihm Freude und Glück. Wer darum seine Seele verliert, verliert auch die Welt, mag er noch so viel darin sein Eigentum nennen. Das ist aber die Lage des heutigen Menschen: er hat seine Seele verloren; er hat die Fähigkeit verloren sich zu freuen, glücklich zu sein. Er meinte, das Glück käme ihm von außen, aus der Welt, und er verkannte, daß ihm aus der Welt nur die Fülle oder die Leere des eigenen Herzens antwortet. Das ist das Wahre an der Lebensphilosophie und am Existenzialismus: die Dinge sind zwar nicht die Geschöpfe des menschlichen Geistes; aber was sie für uns bedeuten, was sie uns schenken können, das hängt zu allererst von uns, von der Fülle des eigenen Herzens ab. Dies verkannt zu haben, ist der große Irrtum unserer Zeit und ihr Unglück zugleich.

Weil sich der Mensch in seinem Machtwillen und seiner Gier nach Besitz zu ausschließlich auf die stofflichen Güter stürzte, hat sich sein Personsein immer mehr seines Inhalts entleert und er wurde seiner immer weniger inne; dies um so mehr, da es nicht wie ein greifbares Ding gegenständlich vor ihm steht, sondern eben das ist, was auf die Welt schaut. Diese Haltung hat es ihm gewiß erleichtert, die Seinsweise der stofflichen Kräfte, ihr unpersönliches und mechanisches Wirken in Sicht zu bekommen und sie in seinen Dienst zu stellen. Dies ist ein unzweifelhafter Gewinn und es kann sich für uns nicht darum handeln, hier die Geschichte zurückzudrehen. Aber dieser Gewinn ist allzu teuer bezahlt worden. Immer unfähiger ist der Mensch geworden, Dasein und Wirken personhaft Seiender zu erkennen und anzuerkennen, was sich nicht voneinander trennen läßt. So verfehlt er aber gerade die reichste und wichtigste Schicht des Seins.

Mit dem personhaften Sein mußte aber auch jeder Sinn verschwinden. Sinn entstammt nur dem Wirken von Personen und ebenso gibt es Sinn — oder Sinnlosigkeit — nur für sie. Weil endlich sein persönliches Sein immer mehr seines Inhalts entleert wurde, konnte der Mensch auch in der Unsterblichkeit keinen Sinn mehr erblicken. Nur Personen können unsterblich, und Unsterblichkeit kann nur persönlich sein. Die geistige Erfahrung, die die Grundlage dieses Glaubens ist, war ihm unmöglich oder doch so geschwächt worden, daß er sie nicht mehr bemerkte. Und so rechnet er diesen Glauben mit dem Dasein eines persönlichen Gottes zu den Selbsttäuschungen. Der Glaube an die Unsterblichkeit, so sucht er sich seiner zu entledigen, sei geboren aus der menschlichen Eitelkeit, während doch, worauf schon Kierkegaard in einer seiner Predigten aufmerksam machte, der Mensch mit seinem schlechten Gewissen eher an ihrer Leugnung Interesse hat.

Eine eigentliche Umwendung tut also unserer Zeit not. Das Unpersönliche darf nicht weiter den ersten, ja einzigen Platz in ihrem Sinnen und Trachten einnehmen. Gütererzeugung, Rohstoffe, Gewinn sind allzu lange die fast ausschließlichen Maßstäbe unserer Kultur gewesen, an denen die Zulässigkeit aller anderen Werte gemessen wurde. Das alles ist praktischer Materialismus. Weil dieser die selbstverständliche Einstellung der meisten unserer Zeitgenossen ist, sind sie so anfällig für die an sich sinnlose Lehre des theoretischen Materialismus. Diese Forderung bedeutet natürlich nicht, daß diese Dinge nicht wichtig sind und daß der Mensch sich nicht mehr um sie bekümmern soll. Sind sie doch die Grundlage des Lebens und der Kultur. Von Menschen, denen es an den einfachsten Gütern des Lebens gebricht, kann man nicht Sinn für Höheres verlangen. Aber niemand baut ein Haus um der Fundamente willen, so unentbehrlich diese sind. So muß das Maß, in dem wir uns um diese Dinge bemühen, nicht von ihnen herkommen, sondern von dem Menschsein, von seiner wahren Freude und seinem tiefen Glück. Die Werte der Person müssen wieder in ihre alten Rechte eingesetzt werden, aus denen sie von der Gier nach Stoffgütern verdrängt worden sind. Diese Werte sind aber nicht Wissenschaft und reine Verstandesbildung, wie allzu viele meinen, auch nicht die Wendung zu einem subjektivistischen Persönlichkeitskult, sondern Sittlichkeit und Religion. Heute sind sie nur gerade noch geduldet — in manchen Ländern auch das nicht mehr —, soweit sie dem Rennen nach Produktion nicht im Wege stehen. Erheben sie aber einmal gegen dessen Übertreibungen Einspruch, so wird dies von den Vielen wie eine Anmaßung empfunden. So sehr ist die Verkehrtheit bereits zur zweiten Natur geworden. Aber der letzte Sinn alles Arbeitens und Produzierens ist die Vollendung des Menschen als Person; wird dieser verfehlt, so verfallen sie mit dem ganzen Leben der Sinnlosigkeit. Wo er aber verwirklicht wird, da ist der Mensch nicht gescheitert. Eine neue Fülle und eine starke Freude werden ihm zuteil werden, denen äußeres Ungemach nichts anhaben kann. Aus der Kraft des erneuerten Herzens wird er dann auch die erweiterte Welt wahrhaft in Besitz nehmen und für den irdischen Aufenthalt heimisch machen können.

Die Unvollendbarkeit und Brüchigkeit des irdischen Werkes erhält dann einen neuen Sinn. Sie wird zum Gleichnis für die irdische Unvollendbarkeit der menschlichen Persönlichkeit. Diese ist aber kein Mangel und kein Verlust, sondern ein Ausfluß der Geistigkeit und Kraft dieses Seins, das Zeit seines Lebens immer Höherem entgegenstreben muß, will es von seiner erreichten Höhe nicht abfallen. Das immer neu zerfallende äußere Werk bietet diesem Streben immer neue Gelegenheit, sich zu betätigen und in dieser Betätigung selber immer neuen Höhen entgegenzuschreiten.

Allerdings wird durch eine solche Einstellung der Schmerz über die Vergänglichkeit nur gelindert und dem Stachel seine giftige Spitze abgebrochen; ganz aufhören wird er nicht. Denn als Lebewesen, die auf stoffliche Güter angewiesen sind, wird uns immer das Wunschbild einer irdisch vollendeten Welt ohne Sorge vorschweben, obwohl wir in einem solchen Schlaraffenland bald ersticken würden, wie es die alte Fabel vom König Midas längst ausgesprochen hat. Zeitlebens werden wir zwischen diesem Wunschbild und dem Streben nach echter Menschlichkeit hin und her gezerrt werden und nie zum vollkommenen Glück gelangen. Aber die Lebenssorge selbst wie auch jede Arbeit kann zur Stufe des geistig-religiösen Aufstiegs werden. Dann wird auch ihre Sinnlosigkeit miteinbezogen in den unsterblichen Sinn des Personseins.

Es wird alles darauf ankommen, ob gerade in den führenden Kreisen der Sinn für den wahren Wert des Menschseins wieder erwacht und erstartet und sich regelnd und leitend auswirkt auf ihr Wirken in der Welt. Wir wissen nicht, ob die Voraussage Spenglers⁴, daß noch vor Ende dieses Jahrhunderts die bedeutendsten Menschen sich dem Klosterberuf widmen werden, sich verwirklichen wird. Sicher ist, daß entweder Spengler recht behält — in dem Sinn, daß das Religiös-Geistige wieder seinen Platz im Leben der führenden Männer erhält durch Pflege von Betrachtung, Gebet, strenger Gewissenhaftigkeit auch in Dingen der Wirtschaft und des öffentlichen Lebens —, oder daß die Welt ein einziges großes Zuchthaus werden wird, in dem sich nicht mehr zu leben lohnt.

Interkonfessionelle Verständigung

Das Gespräch zwischen Katholiken und Protestanten

Von MAX PRIBILLA S. J.

Wenn von den Bemühungen um die christliche Einheit die Rede ist, dann wendet sich zumal in Deutschland die Aufmerksamkeit vor allem dem Verhältnis zwischen Katholiken und Protestanten zu. Das liegt in der Natur der Sache begründet. Deutschland ist ja das klassische Land der Glaubensspaltung, wo der konfessionelle Riß mitten durch sein Volkstum hindurchgeht und es in fast gleiche Hälften teilt. Die Spaltung im religiösen Bekenntnis hat seine Geschichte und Kultur geprägt und macht sich tagtäglich auf Schritt und Tritt schmerzlichst fühlbar. Kein Wunder, daß die Frage nicht verstummen will, ob es für die tiefste Wunde unseres Volkes kein Heilmittel gibt. Gerade in unseren Tagen wird diese schicksalschwere Frage wieder neu und eindringlich gestellt. Sie wird aber nicht nur neu, sondern auch mit großer Bedachtsamkeit gestellt; denn die vielen vergeblichen Versuche der Vergangenheit, das Übel zu beheben, warnen vor jeglichem Über-

⁴ Über Gott und Welt. Aphorismen von Oswald Spengler, in: Die Neue Zeitung Nr. 90 vom 19. Oktober 1948.